



Nr. 2.

Unterhaltungsbeilage.

1932.

Der Abschied.

Von G. Traben.

Aus dem neuen Buche „Regierung“ von G. Traben, das bei der Büchergilde Gutenberg, Berlin, erscheint, bringen wir diese Erzählung vom Abschied eines Indianers, der in Gefangenschaft geführt wird. Das neue Trabenbuch wird nur an Mitglieder der Büchergilde Gutenberg abgegeben.

Gregorio, der Indianer, nahm seinen schweren Packen auf und machte sich auf den Marsch voraus.

Seine Frau war mit den Kindern weit auf dem Wege vorangegangen, um dort, wo der Pfad in den Busch einbog, von ihm Abschied zu nehmen.

Hier hockte die Frau mit ihrem Säugling an der Brust, ihren Mann erwartend. Die übrigen Kinder, drei waren es, herumstrollend in ihrer Nähe.

Die Frau, nach Indianerart auf den Boden gehockt, weinte still vor sich hin, dabei den Oberkörper hin und her wiegend in einem Rhythmus, der gewiß im Einklang stand mit der schmerzlichen Bewegung in ihrem Gemüt. Sie preßte und herzte ihren Säugling an sich und ließ ihn wieder ein wenig frei im gleichen Rhythmus. Es war, als ob all ihr Schmerz sich nur auf das Kleine bezog. An dem Kinde äußerte sie ihre körperliche Empfindung, die sie ihrem Manne gegenüber nicht zeigen wollte, vielleicht nicht zeigen konnte.

Da kam Gregorio seines Weges, in einem wiegenden Schritt, reichlich gebückt unter der Last seines Packens.

Weil er nicht aufjah, sondern infolge des Traggurtes, der über seiner Stirn lag, nur einige Schritte weit vor sich sehen konnte, ohne weit nach rechts oder links blicken zu können, hatte er seine Frau nicht bemerkt.

Als er nur gerade noch drei Schritt von ihr entfernt war und aufbrachte, um die Last besser verteilen zu können, sah er seine Frau am Pfade hocken.

„Guj!“ rief er kurz aus.

Er war erstarrt, sie hier zu sehen.

Die Frau hielt ihren Säugling hoch, als wolle sie ihn ihrem Manne zureichen, damit er ihn noch einmal sehen möchte.

Ihre Brust war bloß. Sie bemerkte es und nestelte ihr Näschchen zu, ohne es aber zu schließen, weil sie es zu hastig tat in ihrer Bewegung.

Sie richtete sich nun ein wenig auf und kniete, immer noch ihr Kind ihrem Manne haltend. Dann begann sie zu schreien wie ein Tier. Ihr Gesicht, nicht gewaschen und die aufgedunsen von nächtelangem Weinen, verzog sich zu einer Unbestimmtheit, die nur noch die Form eines weit geöffneten, bläulich-roten Mundes mit kräftigen Zähnen hatte. Ihre schwarzen Augen waren nur zwei dünne Striche, aus denen sich dicke Tränen drängten. Ihr dickes schwarzes Haar war zerzaust und zerraut und stand in verfilzten Strähnen nach allen Richtungen hin auseinander wie die dünnen Ästchen eines unentwirrbaren Strauches im Dschungel.

In langen gezogenen Strömen schrie sie den Klageschrei der indianischen Frau hinaus in die Unerbittlichkeit einer Umwelt, in die der Mensch gesetzt wird, zu seiner ewigen Not, behaftet mit körperlichen und seelischen Gefühlen, beklagenswerter als ein stumpfes Tier, das beneidenswert ist, seine Gefühle gegenüber der Zukunft zu haben.

Es brauchte ihr niemand zu sagen: Ihr Mann würde ihr genommen, um nie wieder zu ihr zurückzukehren.

Wie ein Schaf, das vom Viehhändler aus dem Orte geführt wird, nie mehr zurückkommt. Ein Tier, das sprechen und lachen konnte, aber keine Seele hatte nach der Meinung derer, die über ihm zu Gericht saßen und es regierten. Dreckig, verkauft, katholisch getauft, aber dennoch Heide, ungebildeter als ein Hund, gierig nach Branntwein, arbeitsgewohnte Hände hart wie Ebenholz, das Haar auf dem Kopfe durchgeschworen von den rohen Tragriemen schwerer Lasten, durchgeschworen und kahl wie die Druckstellen auf dem Rücken eines Lastmules. Eine Ziffer im Schlachthaus der Raunen derer, die Sand und Kasse beherrschten.

Die Frau kannte die Zusammenhänge, die ihr Schicksal bestimmten, so wenig, wie ihr Mann sie kannte. Und so wenig wie eine Kuh, die von dem Händler über Land getrieben wird um im Fleischladen zu landen, daran denkt, an geeigneter Stelle fortzulaufen, so wenig denkt die Frau daran, daß ihr Mann zurückkommen könnte. Sie sieht, wie Vieh fortgebracht wird, und weil sie aus hundert Erfahrungen weiß, daß die großen Patroncos, die Herrchen mit dem Revolver im Gürtel, keinen Unterschied kennen oder machen zwischen Vieh und In-

dianer, darum weiß sie, daß sie ihren Mann zum letzten Male hier sieht.

In ihrem gellenden Jammer ist kein Gedanke verborgen, der sich egoistisch auf sie selbst bezieht, was aus ihr und aus den Kindern werden soll. Das berührt sie nicht. Die Kinder wurden ihr geboren, und die Kinder werden essen und leben. Das Morgen ist weit, und wenn es kommt, wird sich der Tisch decken.

Ihr Jammer ist jetzt in feinere vulkanische Kraft nur auf das Schicksal ihres Mannes gerichtet. Ihr Mann ist ihr in ihrem Herzeleid weder Bettgenosse noch der Versorger ihrer Kinder. Das ist wenig. Darum würde sie keinen Schrei ausstoßen, vielleicht kaum die Mundwinkel verziehen.

Aber ihr Mann ist der Vater ihrer Kinder, die ihr Herzblut sind. Ihren Kindern wird die Gottheit genommen in ihm. Den Kindern wird der Altar zerstört, an dem sie beten. Und für sie selbst, die Frau, wird der Mittelpunkt ihres Lebens zerstört. Ihr Mann mag ein Trunkenbold sein, er mag sie schlagen, er mag sie arbeiten lassen bis an das Ende ihrer Kräfte; aber trotzdem, er ist der Kernpunkt ihres Seins. All ihr Denken, Handeln und Sorgen sammelt sich auf ihn, er ist ihre Religion, ihr Herr, ihr einziger Freund und ihr treuester Kamerad. Er ist ihre wahre Heimat. Er ist das einzige Vaterland, das sie kennt. Mit ihm und durch ihn ist die Welt um sie herum belebt. Ohne ihn bricht die Welt in Stücke. Nicht ihre wirtschaftlichen Probleme sind mit ihm verknüpft. Diese Probleme vermag sie mit Hilfe der Sippe zu lösen, schwer vielleicht, aber doch mit gewisser Sicherheit. Es sind ihre seelischen Probleme, die ohne ihn leer und verschwommen werden.

Ihr Schreien brachte ihre herumtollenden Kinder herbei, die sich nahe an sie drängten und zu weinen begannen, als sie ihre Mutter in Trauer sahen.

Gregorio, der stehengeblieben war und sich ihr halb zugewandt hatte, sie anblickend, als ob sie schon nicht mehr zu ihm gehöre, hatte weitergehen wollen.

Als er aber seine Frau in dieser wilden Verzweiflung sah, und mehr noch vielleicht durch den zappelnden Säugling, den ihm seine Frau wie eine Opfergabe entgegenstreckte, kam er dicht zu ihr heran, ließ sich auf ein Knie

Zum neuen Wernus.

Na, ist das Jahr nicht gut in Fluß gekommen?
Sein Anbruch ist wohl kaum noch aktuell.

Die ersten Zwischenfälle sind schon wegge-
schwommen.

Auch schwimmt längst, was du dir hast vorge-
nommen —

Was willst du also mehr? — Das ging doch
schnell!

Jetzt kannst du wieder von der Arbeit sprechen,
Teils — teils vielleicht auch nur vom Stempeln-
gehen.

Und dich am alten Jahre mündlich rächen
Und für das neue Mut vom Zaune brechen,
Um trotz dem Sad voll Sorgen grad zu stehen.

Dein Rücken, Kamerad, der muß was tragen!
Und immer noch packt man dir Neues auf. —

Dein Wandfahender strotzt von schwarzen Tagen.
Nicht einen davon kannst du unterschlagen —

Man zählt dir peinlich jeden drauf . . .

Und doch — und doch — — hast du auch
Zeuerngründe,

Den rosenrot gefärbten Brillen mißtrauen —
Der Pessimismus ist gedachte Sünde!

Wer zeigt mich Lügen, wenn ich kühn verkünde:
Auch Pessimisten haben schon vorbeigehaut! —

Und nebenbei: du bist nicht bloß als Sorgen-
Und Lastenschlepper dieser miesen Welt bestellt!
Auf deinen Schultern ruht das neue „Morgen!“

Du bist der Träger einer bessern Welt!

Tut, ein Winker.

Von Gabriel, ohne auch nur eine Sekunde
zu halten, ritt unbefürchtet weiter. Er wußte,
Gregorio kommt nach.

Die Frau preßte das Kleine sofort wild
und verzweifelt an sich mit überhastigen und
wirren Bewegungen ihrer Arme und Hände.
Da sie ihren Mann nicht umarmen und an sich
pressen konnte, weil das gegen ihre Sitte ver-
stieß, sie sich aber gedrängt fühlte, körperlich
auszudrücken, was sie in diesem Augenblick
empfund, um sich zu befreien, darum überließ
sie ihr Kleines mit den Umarmungen, die in
ihrem Herzen ihrem Manne galten.

Gregorio hatte seinen Baden geordnet.

Er setzte sich nieder, legte den Gurt über
den Kopf, warf den Oberkörper mit einem kur-
zen sprunghaften Ruck nach vorn und stand
dabei auf.

Mit der Last auf dem Rücken wandte er
sich nun seiner Frau zu. Er reichte ihr die
Hand zu, und sie berührte, nach der Weise
ihrer Rasse, die ersten Glieder ihrer Finger,
ohne die Hand zu drücken.

Aber ehe sie die Hände voneinander trenn-
ten, griff die Frau fest zu, nahm die Hand
ihres Mannes und küßte sie.

Sein Gesicht wurde trübe, als zöge ein
dünnere Schleier darüber hin. Er preßte die
Augen halb zu, schluckte einmal gurgelnd in der

Stille und griff mit der linken Hand zu dem
Gurt über der Stirn, als müsse er ihn be-
quemer rücken.

Für den Hauch einer Sekunde preßte er
seine Hand gegen die Rippen seiner Frau.
Dann zog er die Hand heftig zurück.

Die Frau hielt ihm den Säugling zu, und
er legte seine Fingerippen auf das Haar des
Kindes.

Ihre Stimme in Gewalt nehmend, rief die
Frau: „Muchachos, Tate geht.“

Die Kinder kamen herbei. Jedes, auch
das Allerkleinste, ergriff die Hand des Vaters
und küßte sie. Er berührte das Haar jedes
Kindes als Gegengruß.

Er stand eine Weile vor seiner Frau, sah
sie an in ihrer ungewaschenen und verdreckten
Kümmertlichkeit ihres stillen Jammers, den
Säugling an der nackten Brust hängend ihre
Augen verquollen und mit großen kugelförmigen
Tropfen durchschwemmt auf ihn gerichtet, ihre
nackten Beine mit den kräftigen bloßen Füßen
vorgestreckt aus dem schwarzen zerlöchernten
Wollkittel, den Inbegriff seiner Heimat und
seiner Welt.

Dann drehte er sich rasch halb um und
ging seines Weges, ohne noch etwas zu sagen,
ohne sich umzublicken, ohne anzuhalten.

Nach zehn Schritten hatte ihn der Dusch
verschlungen.

Gentleman sucht Arbeit.

Von Wolfgang Hartmann.

nieder und zog seinen Kopf aus dem Traggurt
herbor.

„Tate, Tate“, riefen die Kinder und trab-
belten an ihm herum.

Ihr Weinen versiegte sofort, als sie sahen,
daß ihre Mutter sich beruhigte im Augenblick,
als sie ihren Mann an ihrer Seite hatte.

Es waren nur einige Minuten, die er hier
verweilen konnte. Aber mit allen Sinnen und
Gefühlen im Augenblick lebend, waren diese
eilenden Minuten für die Frau gleich Jahr-
hundertern im Erlebnis.

Gregorio zeigte keine Bewegung in seinem
Gesicht von dem, was in ihm vorging. Er
bewegte die Lippen, als wären sie am Ver-
trodenen.

Er nahm den Säugling aus den vorge-
streckten Armen seiner Frau, schaukelte ihn,
hielt ihn ein wenig auf seinen Knien, berührte
sein Gesicht zart und losend mit den runden
braunen Backen des Kindes.

Aber er sagte nicht ein Wort.

Die Frau schluchzte leise in sich hinein
und rückte ganz nahe, um ihren Mann zu
fühlen.

Einige Male sagte sie: „Gregorio, Gre-
gorio!“ Es waren die einzigen Worte, in denen
sie alle ihre gegenwärtigen Gefühle auszudrük-
ken vermochte.

Der Mann und die Frau saßen still bei-
einander, ohne sich anzusehen. Es ist gewiß,
daß die beiden nichts dachten, daß die Umwelt
vor ihnen verschwand, und daß sie sich ausge-
löscht fühlten aus ihrem bewußten Dasein wie
in einem tiefen Schlafe.

Aber plötzlich wurden sie aus diesem
Schlafe aufgerissen, hart und unerbittlich.

„Olah, Gregorio, voran, voran!“ Von
Gabriel kam angeritten mit seiner Frau.

„Orito, Barroneito, mein Herrchen“, ant-
wortete Gregorio, „ha me von, ich komme
schon.“

Er richtete sich auf bei diesen Worten und
gab seiner Frau den Säugling zurück.

In einer Abendgesellschaft saß ich einem
jungen sympathisch aussehenden Herrn gegen-
über. Ich hatte ihn noch nie hier getroffen.
Er ist ein „Neuer“. Sehr junger Mensch, Welt-
mann. Glänzende Erscheinung. Die Damen
nahmen ihn bereitwilligst zur Kenntnis, einige
versuchten sogar mit ihm zu flirten. Erfolglos.
Er schien es nicht zu bemerken. Verdacht wand-
ten sie sich wieder von ihm ab. Sonderlinge
oder solche, die es zu sein scheinen, sind heu-
tutage nicht sehr beliebt. Man bevorzugt das
Glatte, Unproblematische, Leichtzugängliche.
Das bringt die Schwere der Zeit mit sich.

Später ging die kleine Gesellschaft zum
Bridge über und wir beide blieben, der junge
Mann und ich, überzählig als Nichtspieler.

Wir unterhielten uns. Er erzählte von
seinen Reisen, über Bücher, vom Sport. Er
war durchaus kein Sonderling. Er kannte diese
Welt gründlich, und er liebte sie. Es war
Geist in dem, was er sagte, und sehr viel
Form. Er mußte aus einer guten alten (tra-
ditionsreichen) Familie stammen, wo man noch
Wert auf eine gewisse Kultur des Umgangs
legte. Er wurde mir immer sympathischer.

Nach einer Weile empfahlen wir uns vom
Haus Herrn und betreten, da es noch früher
Abend war und wir keine Lust noch Schlaf
verspürten, ein Café und setzten dort unsere
Unterhaltung fort.

Nach der zweiten Tasse Kaffee stellte der
junge elegante Herr an mich die überraschende
Frage: „Wissen Sie keine passende Beschäf-
tigung für mich?“

„Wie? Sie sind stellenlos? Sie wollen
arbeiten?“ stammelte ich. Ich hatte ihn bis jetzt
für den Sohn reicher Eltern gehalten, der sei-
nen Dr. jur. gemacht hatte, im übrigen sich
ein wenig die Welt ansah. (Aus seinen frühe-
ren Gesprächen ging hervor, daß er schon die
halbe Welt gesehen hatte.)

„Ja, ich suche Arbeit. Wundern Sie sich?“
lächelte er traurig.

„Aber Sie sind doch Doktor! Jurist! Sie
können Beamter werden!“

„Ja, ich könnte Beamter werden!“ seufzte
er, „aber ich habe die Gelegenheit verkannt
und jetzt ist es zu spät!“

„Wieso?“

„Ich hätte mich sofort nach dem Examen
entscheiden müssen. Und außerdem wäre ich
ein schlechter Beamter geworden!“ gab er un-
nervig zu.

„Keine Beziehungen zur Industrie, zum
Handel?“ forschte ich weiter, noch immer leise
konsterniert, daß dieser reizende junge Mann
da vor mir Stellung sucht und nichts finden
kann, weil er nicht Beamter werden wollte.

„Alles besetzt!“

Wir schweigen eine Weile. Ich denke nach.
Peinliche Stille zwischen uns. Schließlich raffe
ich mich auf und bitte den Gentleman: „Er-
zählen Sie mir doch, was Sie bis jetzt gemacht
haben!“

Er zündet sich eine neue Zigarette an und
beginnt: „Mein Vater ist als Major im Krieg
gefallen. Seither lebt meine Mutter geistes-
gestört in einer Anstalt. Andere Verwandte
habe ich keine mehr. Zuerst versuchte ich es
mit tanzen. Das war die Zeit, wo es noch
keine Gigolos gab. Herren aus der Gesellschaft
waren sehr gesucht. Ich arbeitete mit Graf B.
im „Adlon“. Es ging uns glänzend. Ein
Jahr. Dann kam dieser Verfall in Verruf. Es
blieb nur die Wahl, das Feld zu räumen oder
zu verkommen. Wir gingen. Seither ver-
suchte ich es in einem duftenden Beruf. Ich
machte große Reisen für eine Exportfirma. Die
Spesen waren zu hoch, der Posten wurde ab-
gebaut. Ein halbes Jahr Taxidassent in Ber-
lin. Von hier ging ich als Direktor nach Bel-
grad. Ein Bankrott dort machte auch dieser
Herrlichkeit wieder ein Ende. — Dann Tennis-
trainer in der Schweiz. Nach zwei Monaten
wurde der Aufenthalt nicht verlängert. Zurück
nach Deutschland. Provisionsreisender, Ver-
sicherungsagent, Autogewerhändler. Alle drei,
vier Monate ein Geschäft, wischendurch hun-
gert oder Schulden machen, die einem das Da-
sein vereiteln. Dann zum Film. Photomane-

quin, Edelkomparse. Ein greuliches Milieu! Angehrien werden, herumlaufen, mit Menschen in einen Raum gepfercht, die zu tiefst von unten kommen. Am Abend hundemüde und deprimiert mit irgendeinem Mädchen nach Hause, das auch hungert und vielleicht noch nicht ganz verloren ist. Dann wieder ein Einfall, eine Idee, die ein paar hundert Mark bringt, die nach vier Wochen zum Teufel sind, weil man wieder einmal als Mensch leben möchte, Kleider braucht, sich erholen muß von diesem Abstieg. Und dann wieder Trepp auf, Trepp ab als Reisender, Stellung suchend, anti-handbrieren in hundert Vorzimmern von Generaldirektoren, Filmgrößen, Theaterleuten. Man sieht doch gut aus, man hat prima Referenzen, aber es hat gar keinen Zweck, niemand hat Arbeit, keiner will es versuchen. Der Doktor-titel? Nur ein Hemmschuh! Das verpflichtet; ich verlange ihn längst, man will Kulis der Arbeit, Nummern mit Sachwissen, der Mensch ist überflüssig, Ballast, ein Luxus, der nicht gefragt wird! Was ich morgen machen werde? Keine Ahnung. Ich wohne im Atelier eines Freundes, der verreist ist. Ich esse mal da, mal dort, gehe oft stundenlang zu Fuß in irgendeine Villa, wegen des Abendbrots und weil es nette Menschen sind.

„Aber“, wende ich ein, „es müßte doch in Ihrer Bekanntschaft ein Mann zu finden sein, der etwas tun kann, mit Geld oder einer Empfehlung!“

Er winkt ab. „Die Großen können eine Lage wie die meine überhaupt nicht verstehen und die anderen haben selber Sorgen und wollen nicht noch mit fremden belastet werden. Sobald sie Bescheid wissen, gehen sie einem aus dem Wege, man wird nicht mehr eingeladen. Selbsterhaltungstrieb. Kann es den Leuten gar nicht übel nehmen!“

„Und die Frauen?“

Er lachelt. Es spricht Bände, dieses Lächeln.

„Ja, die Frauen! Entweder ist man ein Gentleman oder —!“

Er sieht mich vielsagend an und nach einer Weile fügt er hinzu:

„Ich kann es nicht! Auch dazu muß man geboren sein!“

Wir gehen nach Hause, ich begleite ihn. In einer Seitenstraße vom Kurfürstendamm bleibt er stehen, deutet auf das dritte Haus: „Hier wohne ich! Wie lange noch? Wenn der Freund zurück kommt, muß ich raus!“

Er nennt mir noch rasch seine Telefonnummer und meint, traurig lächelnd: „Wenn Sie etwas wissen sollten, denken Sie an mich, bitte!“

Das überragende Wesen „Mann“.

Das war in der Holzklasse des Moskauer Zuges.

Ein rundlich aussehender Bürger schnitt sich ein Stück Brot ab und ließ dabei das Messer fallen.

„Was war das, ein Messer oder eine Gabel?“ fragte die Nachbarin des rundlichen Bürgers neugierig.

„Ein Messer“, antwortete der Rundliche unwillig, während er am Boden herumsuchte.

„Dann kommt ein Mann“, sagte die Bürgerin. „Wenn ein Messer herunterfällt, kommt bestimmt ein Mann.“

Mein Nachbar, ein Mann in mittleren Jahren, der einen Sack hinter sich liegen hatte, entrüstete sich. Er lief sogar rot an vor Zorn. „Sie sollten sich schämen, sich im zwanzigsten

Jahrhundert noch mit solchen Vorurteilen abzugeben!“

Die Bürgerin sah erschrocken zu meinem Nachbar herüber. „Das ist doch so ein Vorzeichen“, sagte sie. „Wenn ein Messer herunterfällt, kommt ein Mann, bei einer Gabel eine Frau. Ich hab' doch nur, Genosse... Das ist doch so ein Vorzeichen.“

Mein Nachbar lachte höhnisch. „Da können Sie sehen“, sagte er zu mir, „alles wird elektrifiziert, und hier solche Vorurteile... Der finstere Aberglaube!“

Mein Nachbar schwieg. Dann fing er plötzlich wieder an zu sprechen. Er wandte sich an mich, doch so, daß alle ihn hören konnten. „Ja, so ist es; alles wird elektrifiziert; weich der Teufel, was für große Ideen da verwirklicht werden, Kampf gegen Religion und ähnlichen Aberglauben, und daneben — Sie sehen selber — völlige Ungewißheit und die spießbürgerlichsten Vorurteile.“

„Na, das ist doch nicht überall so“, sagte ich. „Davon ist mir nicht leichter“, erwiderte mein Nachbar finster. „Das ist auch der Grund, weshalb ich mich von meiner Frau getrennt habe.“

„Was Sie nicht sagen!“

„Bei Gott!“ sagte er. „Wenn ich auch nur ein parteiloser Mensch bin, aber mit einer Spießerin kann ich nicht zusammenleben. Sechs Jahre hab' ich mit ihr gelebt, aber jetzt kann ich nicht mehr. Die Zeiten sind nicht danach.“

Die Zigeunerin.

Von Pierre Mariel.

Zeit zwei Wochen stürmte und regnete es ununterbrochen. Die Zerstörungen im Hotel wurden langweilig. Meine Schwester und ich bekamen es nicht fertig, abzureisen, da wir von unserem zweimonatigen Winteraufenthalt im Süden so viel Sonne erhofft hatten und nun jeden Augenblick glaubten, ihre Strahlen müßten die graue, nasse Decke zerreißen.

Trotz aller Zurückhaltung, die ich gern beibehalten hätte, kamen wir nun in Berührung mit anderen Hotelgästen. Es waren meist kleine Kaufleute aus Marseille und Gette, ganz nette Menschen, nur ohne jedes geistige Interesse. Ihr Gesprächsstoff erschöpfte sich in den Tagesereignissen, dem Stande der Börsenkurse und des Thermometers.

Eine einzige Dame, eine Ausländerin, fiel aus dem Rahmen. Meine Schwester fühlte sich zu Mabel hingezogen und forderte sie auf, mit ihr vierhändig Klavier zu spielen. Danach kamen sie in eine lebhaftere Unterhaltung, an der auch ich mich beteiligte. Renee und ich waren hingriffen von diesem auffallenden Geschöpf. Sie war noch jung. Zwanzig Jahre alt — sechs Jahre jünger als Renee; sie hatte keine Eltern mehr und studierte in Paris.

Wie habe ich eine so starke Zeele in einem so engelzarten Körper beobachtet. Sie schien einem Wilde Botticellis entstiegen zu sein, mit ihren schmalen Gliedern, deren zarten Haut, dem Goldhaar und den seelenvollen Augen.

Nachdem wir uns eine Stunde lang wundervoll unterhalten hatten, wurde sie bei einer Meinungsverschiedenheit hartnäckig, und es entspann sich ein Wortgefecht, bei dem ich ihrer Sicherheit und ihrem Spotte beinahe unterlegen wäre. Ich schwor mir, mich nie wieder in ein Gespräch mit ihr einzulassen. Doch als sie sich am nächsten Morgen mit unwiderstehlicher Anmut entschuldigte, als meine Schwester mich vorwurfsvoll anblickte, da vergaß ich alles, und mir schien es wieder, als stände ich dem anbetungswürdigsten Geschöpf gegenüber.

Wie oft hab' ich sie im Guten ermahnt: Katerina Wassiljewna, laß deine Dummheiten, laß deine spießerigen Vorurteile und deinen Aberglauben; ich rat' es dir im Guten! Aber nein: — ein Messer fällt herunter — es kommt ein Mann; der Pope ist ihr begegnet — es gibt ein Unglück; es stößt ihr auf — wieder ein Vorzeichen... Pfui Teufel!“

„Sind Sie wirklich nur deshalb auseinandergegangen?“

„Bei Gott, nur deshalb. Und überhaupt war sie in der letzten Zeit ein bißchen sehr leichtsinnig geworden... Ich hab' sie im Guten gebeten. Aber mit einer Dummen kann ich nicht leben... Und jetzt fahr' ich nach Moskau. Und soll ich in Moskau eine richtige ausländische Bürgerin finden, eine ohne Vorurteile, so werde ich sie bestimmt heiraten. Aber schwerlich wird sich so eine finden. Ich zweifle sehr.“

Mein Nachbar schwieg, drehte sich eine Zigarette und zündete sie an. Dann stich er leise auf und sagte nachdenklich: „Jemand denkt an mich...“

„Das ist sicher deine Frau, deine Geschiedene, die wird wohl an dich denken“, sagte die Bürgerin mitfühlend. „Wer weiß, wie es ihr jetzt geht, der Guten...“

„Das kann schon sein. Vielleicht denkt sie an mich. Aber sie hat selber Schuld“, erwiderte mein Nachbar, auf den Boden spuckend. (Aus dem Russischen übertragen v. A. Lepere.)

Abgang und Ergebung wechselten. So gingen die Tage dahin.

Nach einem Monat bekam die Sonne Mitleid mit uns. Sie guckte über den Wolkenrand und riß ihn — heidi! — beiseite. Renee kam von einem weiten Spaziergang ins Hotel zurück: „Ich habe ein Zigeunerlager getroffen!“

Renee setzte sich zwischen Mabel und mich, und plötzlich hatten wir beschlossen, gleich nach Tisch einen Gang ins Zigeunerlager zu machen. Die sonst so unternehmungslustige Amerikanerin war nicht ganz damit einverstanden, aber Renee überredete sie: „Ich habe schon oft mit diesen Leuten gesprochen. Sie mühten mir wahrhaftig...“

„Glaubst du wirklich, daß sie in die Zukunft sehen?“ fragte ich.

„Manchmal ist es schon erstaunlich, was sie berichten. Wir können's heut' ja mal probieren. Da war eine Alte von sicher hundert Jahren; die wollte mir aus der Hand lesen. Wenn ihr mitkommt, mach' ich's.“

Eine Stunde später standen wir im Lager. Neugierig blickten wir in das bunte Bild. Man führte uns zu der Alten. Wie sah ich ein so verrunzeltes, zerfallenes Gesicht. Nur die Augen schienen wie aus ewiger Jugend. Sie hörte uns starr, wie ohne Verständnis an. Dann murmelte sie: „Die linke Hand!“ Wir streckten ihr alle drei die Handflächen entgegen. Sie vertiefte sich wortlos darein. Wir wurde unbehaglich zumute und ich bemerkte, wie Mabel errötete. Die Alte sah uns der Reihe nach in die Augen. Ich ärgerte mich schon, mich zu diesem Spiel hergeben zu haben, da sagte sie zu meiner Schwester: „Geben Sie! Nachher! Erst die zwei!“ Renee ging und wir wurden aufgefodert: „Einen Schritt näher!“ Ich tat einen Schritt. Mabel zögerte eine Sekunde. Dann stand sie neben mir. Die Zigeunerin legte unsere Hände ineinander, drückte sie fest zusammen und sagte wie im Traum: „So —“

durchs ganze Leben. Seid gesegnet! Der Himmel ist mit euch!"

Ich weiß nicht, wer besüßter war, Mabel oder ich. Den ganzen Tag sprachen wir kein Wort miteinander, und wenn unsere Blicke sich trafen, erröteten wir. Renee war tatvoll genug, nichts zu fragen. Mabel entschuldigte sich am Abend mit Kopfschmerzen und blieb in ihrem Zimmer.

Ich hatte eine schlaflose Nacht. Endlich wurde mir die Gefühlsverbindung zwischen Mabel und mir klar: dieser Wechsel von Anziehung und abstoßendem Daß. Die alte Zigeunerin hatte mir die Augen geöffnet, und ich jitters noch nachträglich in Gedanken an Mabels Hand in der meinen.

Mabel war — sie ist es noch immer — entschlußstark. Zwei Monate später feierten wir Hochzeit in Paris. Unsere Hochzeitsreise sollte nach der Geburtsstätte unseres Glückes gehen. Renee brachte uns zur Bahn. Als man die Wagentüren schloß, rief sie: „Wenn ihr die Zigeunerin trifft, so macht ihr ein schönes Geschenk! — Sie verdient es!"

„Natürlich!" — schrie Mabel, und Renee fügte hinzu: „Man kann sich auf sie verlassen!"

Der Zug rollte aus der Halle, und meine Schwester entschwand unseren Blicken. Viele Jahre später erst hat sie mir anvertraut, ein Zwanzigfrankenstück hätte die Prophetin bezogen, unser Glück zu stiften. Die eigentliche Mutterin war Renee selbst, die unserem ungewissen Zustand ein Ende bereiten und Mabel und mich zur Vernunft bringen wollte.

Meine Frau aber schwört noch heute auf die geheimnisvolle Macht der Zigeuner.

Daw der Indianerjunge.

Der alte Mabel, ein einflussreicher, zauder, dämlicher Seemann, findet auf einer Expedition in den tropischen Ozeanen ein noch älteres, in ein dänisches Dorf, wo er unter verführerischen Bedingungen aufwuchs. Zwischen ihm und den übrigen Jungen herrscht bald offener Kriegszustand, denn diese hassen und verachten ihn als „Fremden". Er fühlt sich einsam und unglücklich, Trost und Glück findet er nur im Walde, der seine eigentliche Heimat wird. Eine Begegnung mit einem Trupp Wildjäger, die ihn in der Bedrängnis beistehen, hinterläßt in ihm unerschütterliche Eindrücke. Dann lernt er „Kud-Ander", den Wälscher kennen, der sich seinen Lebensunterhalt aus den wilden Wäldern holt und mit dem Leben der Vierzehner und Vögel ausgezeichnet vertraut ist. Daw wird sein Vorgesetzter und Gehilfe und diese Zeit wird nur seine glücklichste, denn er kann seiner Jagdleidenschaft folgen und ein ungebundenes Leben führen. Scherz trifft es ihn, als er in einem Jagdgebiet inwieweit wird, noch mehreren mitleidigen Jägerbrüdern gelingt es ihm zu entkommen und nun lebt er acht Monate lang auf sich gestellt im Wald, wobei er alle Not und Abnötigung mit dem untrüglichen Instinkt des Naturmenschen überwindet. Als er schließlich nach einem dramatischen Kampf seiner Verfolger in die Hände fällt, verurteilt ihm ein Waldhüter zum Tode und zur Rückkehr in seine alte indianische Heimat. Das ist der Inhalt eines für Jungen im Alter von 10 bis 16 Jahren bestimmten und im Verlage Hermann Schöffer, Köln am Rhein, erschienenen Buches „Daw, der Indianerjunge" von Leo v. Wedekind, das ausserordentlich fesselnd und anregend geschrieben ist und doch über dem Durchschnitt der Abenteuerbücher für die Jugend steht.

Was mancher nicht weiß.

Die heutige feierliche Grundsteinlegung ist ein Überbleibsel der früheren alten Sitte, bei Errichtung eines Neubaus einen Menschen zu opfern. Später wurde das Menschenopfer durch Tieropfer ersetzt. Unter vielen alten Gebäuden findet man Tierknochen, die diese Bestimmung haben.

Ein gesunder Goldfisch kann unter günstigen Verhältnissen fünfzig Jahre und noch länger leben.

Die wenigsten Feiertage von allen Ländern hat Holland, das nur fünf Tage im Jahre außer den Sonntagen völlige Arbeitsruhe macht. In Griechenland dagegen hat man 34 Feiertage.

600.000 Kg. Dynamit und 4 Millionen Bohrer erforderte der Bau des Löschbergtunnels, der die Stadt Bern mit der Simplonlinie und Italien verbindet. 5 Jahre hat man an ihm gebaut und die Banlosten beliefen sich auf 50 Millionen Schweizer Franken.

Tiere gelten vielfach als Wetterpropheten. Man sagt: wenn Hunde Gras fressen, gibt es schlechtes Wetter (tatsächlich tun sie das aber nur, wenn sie einen verdorbenen Magen haben). Ein anderes Wort sagt, daß es Regen gibt, wenn die Rasse sich die Ohren wäscht. Enten quälen vor Regen sehr laut und viel. Wenn die Spinnen besonders starke Fäden spinnen, ist schlechtes Wetter zu erwarten. Schweine werden unruhig, wenn starke Winde bevorstehen.

Ein Sachverständiger behauptet, daß die Einwohner der Großstädte, falls der dort verursachte Lärm nicht abnimmt, in hundert Jahren künstliche Ohren benötigen müssen, da das natürliche Gehör auf diese Weise zerstört wird. Im Zusammenhang damit ist es interessant, daß ein Ohrenarzt in Frankreich festgestellt hat, daß eine schrille Stimme und zu vieles Sprechen ein Scheitungsgrund sein könne, da das Gehör des Partners dadurch angegriffen wird.

Als eisenhaltigste Nahrungsmittel, die deshalb besonders zu bevorzugen sind, kennt man Spinat, Eiweiß, Kefel, Stachelbeeren, Erbsen, Bohnen und Weizen.

In Massachusetts ist ein Haus aus Zeitungspapier erbaut worden. Für den Bau sind 65.000 Tageszeitungen und etliche tausend Zeitschriften verwendet. Die Außenwände bestehen aus 215 Schichten Papier, die äußerste Schicht ist mit Firnis präpariert. Die Erbauung des Hauses hat acht Jahre in Anspruch genommen.

Weiteres.

Vor Gericht. „Sie haben also nicht auf die Stimme Ihres Gewissens gehört, als Sie den Diebstahl ausführten?" — „Nein, Herr Richter... mein Magen kurrte so laut, daß ich kein anderes Geräusch vernehmen konnte."

Er will ihn nicht erhören. Eine Schar Pilger kniet vor einem Altar und betet im Chor. Einer der Pilger betet so laut, daß er alle überhört. Nach der Andacht tritt der Vorbeter an den Schreier heran und fragt ihn: „Warum schrien Sie vorhin so laut?" — „Weil ich schon 20 Jahre um etwas zu Gott bete und er mich noch immer nicht erhört hat", antwortete der Pilger.

König August von Sachsen. Der König August von Sachsen wollte sich mitten im Manöver rasieren lassen. Unter den Soldaten war ein Dorfbarbier, der die Prozedur vornehmen mußte. Nach Beendigung sah August in den Spiegel, bemerkte einige winzige Bluttröpfchen auf der Haut und glaubte, dem Barbier habe die Hand gezittert: „Ei, ei, mein Lieber", drohte er, „ich glaube, das kommt vom Zuck!" — „Ach ja, Majestät", antwortete der Barbier, „davon wird die Haut so spröde."

Das kleinere Uebel. „Nun, nehmen Sie die Medizin, die ich Ihnen verordnet habe?" fragte der Arzt den Patienten. — „Ich habe sie probiert", erwiderte dieser, „und dann beschloffen, doch lieber weiter zu husten."

Unverwünschte Wirkung. „Sind Sie meinem Rat gefolgt und schlafen jetzt bei offenem Fenster, um den ständigen Schnupfen loszuwerden?" — „Ja." — „Na, und ist die Erkältung weg?" — „Nein, nur meine Uhr und meine Briefkäse."

Aus einer Gendarmerie-Anzeige. „Nachdem der Burische bereits über eine Stunde in der Kammer der Magd zugebracht hatte, hielt ich die Dittlichkeit für gefährdet und stieg ein."

Gespräch. „Sagen Sie mal, sind Herr Müller und Fräulein Krause noch immer verlobt?" — „Nein, ihre Beziehungen sind inzwischen in Ehe ausgeartet."

In der Schule. „Warum nennt man einen, der schwer gestraft wird, einen armen Sünder?" — „Weil ein reicher Sünder nicht schwer gestraft wird."

Im Hain bei Mondenschein. „Mein Herr, Sie verfolgen mich andauernd. Was wollen Sie von mir? Ich rufe um Hilfe!" — „Verzeihung, mein gnädiges Fräulein; ich gehe schon!" — „Feigling!"

Die gute alte Zeit. A. (zu einem Jugendgenossen auf dem Heimweg vom Wirtshaus): „Ach, wie ich unsere Vorfahren beneide, die noch Höhlenmenschen waren." — B.: „Warum?" — A.: „Weil sie keinen Hausschlüssel brauchten, um in ihre Wohnung zu gelangen."

Schach-Ecke.

Alle Aufträge und Anfragen an Gen. Benzel Schachz. Postfach Nr. 65 bei Tepitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 67.

Von Gen. Josef Hyna, Hostomitz a. B. Schwarz: Kd6; Dh6; Tc7, f8; Lc5, h7; Sd7; Rc5, g6 (9).



Weiße: Kc2; Dd2; Tc4; Lc4, h2; Sg3; Bb5, d4 (8).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genanntes Adressat einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 64: Dh8-f6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Doppel Otto, Soaz; Reiter Adolf, Lützmig; Walter Ludwig, Robert Franz, Schmidt Ferdinand, Michel Rudolf, alle Kollan; Beutel Wilhelm, Arndorf bei Tetzen; Dinnbier Emil, Tetzen; Gottfried Johann und Ulrich Johann, Holsen; Trillisch Gustav und Oual Adolf, Wilsch; Seitmacher Adolf, Postwitz; Albert Rudolf, Prosseditz; Altschmidt Josef, Reubof; Nebenlösung sandten ein: Männich Heinrich, Jwidau; Jenseit Eduard, Schaiba; Hälbig Johann und Bräutigam Anton, Bergesgrün; Adolf Benzel, Arndorf bei Daida; Ewehoda Josef, Redwalch; Hälbig Anton, Schönbau. — Nachtrag zu Nr. 63: Gottfried Johann und Ulrich Johann, Holsen; Hälbig Johann und Bräutigam Anton, Bergesgrün; Adolf Benzel, Arndorf bei Daida.

Schachsektion Schönbau trug am Sonntag, den 3. Jänner 1932, ihren ersten Schachwettkampf gegen Arbeiter-Schachklub Wilsch aus, mit dem Ergebnis 5:2 für Wilsch. Wettkampf findet am 17. Jänner 1932 um 3 Uhr nachmittags in Wilsch statt.

Verichtigung. In der Notation (Schwarz) der Schachaufgabe Nr. 65 soll es nicht heißen Rc5 sondern richtig Rc4.